

Das Anstaltsleben eines Taubstummen

Autor(en): **Sutermeister, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstummen-Zeitung**

Band (Jahr): **2 (1908)**

Heft 17

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-923235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Taubstummen-Zeitung

Herausgegeben von Eugen Sutermeister in Münchenbuchsee.

2. Jahrgang
Nr. 17

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats.
Abonnement: Jährlich Fr. 3.—, halbjährlich Fr. 1. 50.
Ausland: Fr. 4. 20 mit Porto.
Inserate: 30 Cts. die durchgehende Petitzeile.
Druck und Verlag der Buchdruckerei **Büchler & Co.**, Bern.

1908
1. September

Richtet nicht, auf daß ihr auch nicht gerichtet werdet!

Mathäus 7, 1. und 2.

Mancher ist besser, als sein Ruf.

Was ist der Ruf eines Menschen? — Das ist die Ehre seines Namens. Diese Ehre kann und wird durch Verläumdung, Klatschen, und mit dem eigenen schlechten und gottlosen Lebenswandel beschmutzt.

Wie oft kommt es vor, daß irgend jemand dir erzählt, dieser oder jener sei falsch oder unehrlich. Zufälligerweise lernst du aber dann die besprochene Person genau kennen und im Laufe der Zeit kannst du dann zu deinem Erstaunen feststellen, daß alles dir von ihm Erzählte unwahr war. — Darum ist es besser, nicht auf solche böshafte Erzählungen zu hören, oder aber du überzeugst dich selbst, um dich dann auf dein eigenes Urteil zu verlassen. Hüte dich auch, Ungünstiges oder Unerfreuliches über deinen Nächsten weiter zu erzählen, um dich nicht mitschuldig zu machen. Leute mit einer bösen Zunge sollten an dieser Zunge aufgeknüpft und willige Zuhörer an ihren Ohren recht gezogen werden. Solche Strafe wäre noch nicht hart genug für sie. Da wir nicht in das Herz unserer Mitmenschen blicken können und gewöhnlich nur nach dem Schein urteilen, sollen wir nicht richten, sondern vielmehr Barmherzigkeit üben. Ein schönes, edles Sprichwort lautet: „Entschuldige den Sünder, aber niemals die Sünde.“ Nach E. Gsch.

Das Anstaltsleben eines Taubstummen.

Von Eugen Sutermeister.

Unter diesem Titel habe ich vor Jahren eine Schilderung veröffentlicht in einem der Hefte des bernischen „Vereins für Verbreitung guter Schriften“ (Heft 12, im Jahr 1895). Dieses Heft ist seither in zweiter Auflage erschienen, und es sind davon im ganzen 60,000 Exemplare abgesetzt worden. Jetzt ist es gar nicht mehr zu haben; weil aber noch immer Viele, sowohl Taubstumme als Hörende, es zu lesen wünschen, will ich ihnen zuliebe hier mein Anstaltsleben nur wenig verändert und gekürzt wiedererzählen:

„Einmal habe ich hören können, aber aus dieser Zeit ist mir nur Eines im Gedächtnis haften geblieben, das: wie ich noch vor meiner Ertaubung schon die Kleinkinderschule besuchte und im Verein mit andern Kindern in engem Garten mit Schüfselein und Spätelein hantierte unter Aufsicht einer weißbehaubten Schwester. Alle übrigen Erinnerungen hat wohl die Krankheit aus meinem Kopf weggewischt.

Ich war vier Jahre vorüber, als ich im Jahre 1866 von der Gehirnhautentzündung befallen wurde und zwar in solchem Grade, daß Arzt und Eltern mich aufgaben. Ich lag schon in totenähnlicher Starre (Genickstarre) da, als ich plötzlich mitten in einer Nacht mich aufrichtete und nach „Knöpfli“, meiner Leibspeise, rief zum freudigen Schrecken meiner Mutter, die das Gewünschte sofort zubereitete; denn schon wochenlang hatte ich nichts Festes mehr genießen wollen und können. Es war das erste Zeichen meiner Genesung; ich aber wußte gar nicht, daß ich so krank gewesen. Es war mir nur zumute, als sei ich endlich aus einer entsetzlich langen Nacht erwacht, und ich wunderte mich, daß sie noch immer kein Ende nehmen wollte. Jedoch der Eltern Freude über diese günstige Wendung der Krankheit sollte bald sehr getrübt werden, ja sie wünschten beinahe — bei dem damaligen Stand der Taubstummenebildung — ich wäre lieber gestorben; denn „ausgebildete“ Taubstumme, welche man da und dort sehen und hören konnte, hatten ein erbarmungswürdiges Aussehen und so gar keine menschliche Stimme; auch zog ihre Gebärdensprache stets aller Augen auf sie, und in geistiger Beziehung standen sie fast auf einer Stufe mit dem Tier. Man hielt sie damals (früher noch mehr) und hält sie noch mancherorts für unfähig einer höheren Bildung. So wird man den Schmerz begreifen, der die Eltern erfaßte, als sie meine Taubheit entdeckten; und das geschah eines Morgens, als ich noch in dem leisen Halbschlummer eines Genesenden lag. Die Mutter wollte mir Medizin aus einem schweren, silbernen Löffel einflößen und ließ diesen aus Versehen auf die steinerne Ofenplatte nebenan fallen; sie fürchtete schon, mich durch das Geklirr desselben aufgeschreckt zu haben. Aber was war das? Ich schlummerte ruhig fort und da kam ihr zum erstenmal der schreckliche Gedanke, daß ich ertaubt sei; sie rief den Vater und die angestellten Versuche bestätigten ihre Befürchtung. Es haben da die Eltern schon während und jetzt nach der Krankheit viel mehr gelitten, als ich; denn ich hatte nie ein Bewußtsein meiner Schmerzen gehabt und — wenigstens in der ersten Zeit — auch nicht die leiseste Ahnung von meinem Verlust. Und wie hätte man mir das auch sagen können? Erst nach und nach überkam mich ein unbestimmtes Gefühl, daß mir etwas fehle, aber was? konnte ich mir nie erklären. Ein Wörtlein nur hätte vielleicht die Erinnerung an das Hören in mir wachgerufen, wenn nicht schon die Art der Krankheit mir alle und jede Erinnerung,

außer der oben erwähnten, benommen. Aber ich hörte eben nichts und bekanntlich können äußere Zeichen abstrakte (bloß gedachte) Begriffe nur ungenügend oder gar nicht andeuten, und so blieb ich, vielleicht zu meinem Glück, im Dunkeln über mich selbst.

Als ich endlich wieder auf die Straße durfte und mit andern Kindern spielen, da schauten diese mich so sonderbar an und sie blieben — nach meiner Meinung — stumm auf jede Anrede von mir. Zuletzt gingen sie mir fast scheu aus dem Wege und ich beschaute mich von Kopf zu Fuß, was denn so Auffallendes an mir sei, und ich dachte vergeblich nach, was mich so von andern unterscheide. Gedanken hatte ich immer und machte ich mir stets, auch dann noch, als sich meine Sprache nach und nach ganz verloren hatte; denn weil niemand mit mir reden konnte und ich auf meine kindlichen Plaudereien auch keine Antwort vernahm, so sprach ich selbst immer weniger und, weil ich mich selbst nicht hörte, auch immer schlechter. Und ich merkte das nicht einmal! So vergaß ich das Sprechen ganz. Das Letzte, was ich nur noch undeutlich stammeln konnte, war (außer „Papa“ und „Mama“) „Schükladi“ statt Schokolade. In dieser Zeit beschlich mich dann und wann eine unnennbare Wehmut, ja ein innerlicher Zorn, der sich zuweilen ohne äußeren Anlaß in wutähnlichen Ausbrüchen offenbarte (ich wälzte mich förmlich am Boden) und das, weil ich es nicht herausbrachte, was mich so zu meinem Nachteil von andern trennte. Und mitten unter Menschen fühlte ich mich immer einsamer.

So vergingen zwei Jahre, und die Zeit kam, da ich in ein Institut sollte. Mein Vater hatte mich bereits durch zwei Spezialärzte untersuchen lassen, welche aber beide den Gehörnerv für tot erklärten. Nun sah ich eines Abends, wie die Mutter alle meine Kleidungsstücke zurechtlegte und in einen Koffer packte; dabei perlten Tränen von ihren Wangen; ich merkte wohl, daß ich reisen sollte, weit fort, und freute mich anfangs darüber. Nur daß die Mutter weinte, machte mich stutzig; wie hätte man auch mir mitteilen können, daß ich auf ein ganzes langes Jahr fort sollte? Mein kleines Herz wurde zum Pressen voll von Fragen, und ich schaute bald die Mutter, bald meine Sachen an, aber ohne Antwort und Verständnis zu finden. Und hier, hier ward es mir zum erstenmal — wenn auch nicht klar — doch deutlicher, und es fiel mir in seiner ganzen Schwere aufs Herz, daß ich nicht reden, daß ich meine Gedanken, die sich in meinem Kopfe drängten und wogten, nicht ausdrücken konnte, und ich weinte auch. Zugleich ahnte mir, daß ich gehen sollte, um mir anzueignen, was mir fehlte.

Obgleich sich in der Stadt, wo meine Eltern wohnten, auch eine Anstalt befand, brachte mich doch mein Vater nach einem entfernten Dorfe

in eine andere, auf welche er nicht lange vorher zufällig aufmerksam gemacht worden war. Und er hatte es nie zu bereuen. Als wir dort ankamen, sah ich gerade die vielen Knaben im Hof mit einem großen Lederball spielen, und ich wurde alsbald eingeladen, mitzumachen. Das gefiel mir, aber ich merkte auch schon, daß Spielen nicht unsere Haupttätigkeit sein werde, sondern daß wir alle zu ernsteren Dingen da waren, und mit diesen Gedanken und bei so vielen fremden Gesichtern überkam mich das Heimweh. In der Schule wollte ich mich das erstemal absolut nicht setzen, der Vater stand noch dabei; es war Trotz, denn ich wollte mich nicht einer Art Dressur fügen. Eine solche schien es mir zu sein: alles machen zu müssen, was die andern auch. Und dieser erste unbeabsichtigte, aber notwendige Eingriff in meine persönliche Freiheit berührte mich empfindlich und war geeignet, das Heimweh zu verstärken. Zu Hause hatte ich ja nur so in den Tag hineinleben dürfen; was hätte man auch mit mir machen sollen, solange ich unreif war für die Schule und unfähig für jeden gemeinschaftlichen Verkehr? Die große Freundlichkeit der Lehrerin besiegte jedoch zuletzt meinen Eigensinn, und sie verstand es, einen Verneiner in mir zu erwecken, der in dem Grade wuchs, je mehr ich in Sprache und Wissenschaft eingeführt wurde, so daß mir die Schule sehr lieb ward, denn:

Hier war's, wo sich mir die Pforte
Zu des Geistes Reich erschloß
Und des Mundes Hauch zum Worte
Woller Geist zusammenfloß,

Wo zuerst ein Strahl von oben
Meine Seele hell durchdrang
Und mein Herz dem Schöpfer droben
Still das erste „Heilig“ sang.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Moritz Hill.

Ein Meister der Taubstummenbildung.

Für alle Zeiten ist Hills Name mit der Entwicklung der Taubstummenbildung nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt auf das engste verbunden. Durch sein überzeugungsvolles Auftreten und sein rastloses, tatkräftiges Wirken hat er in ganz hervorragender Weise zur Besserung des Loses der Taubstummen beigetragen. Die Dankbarkeit gebietet es, dafür zu sorgen, daß keinem Taubstummen der Name Hill fremd bleibt.

Friedrich Moritz Hill wurde am 8. Dezember 1805 zu Reichenbach in Schlesien geboren. Als kleines Kind kam er nach Löwenberg, wohin sein Vater, welcher Militärmusiker war, versetzt wurde. Der Knabe zeigte große musikalische Begabung, und sein Vater hätte es sehr gern gesehen, wenn sein Sohn sich auch der Musik gewidmet hätte. Seine Mutter setzte es jedoch durch, daß sich der Knabe nicht in dieser Kunst ausbildete, sondern sich dem Lehrerberufe zuwandte. Um sich für denselben vorzubereiten, wurde er auf die berühmte Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau gebracht. Das Lernen war ihm eine Lust, und es fiel ihm auch nicht schwer, seine